Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 173. Bromberg, den 13. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(1. Fortsetzung.)

Aber die Sache war nicht so einfach. Auf dem Polizeipräsidium war man zwar gewöhnt, Pässe auszustellen, in dem man dem Antragsteller bescheinigt, daß er der und der, der Obrigkeit wohlbekannte Bürger ist, aber jemandem zu bescheinigen, daß er nicht ein anderer ist, das ging weit über den Rahmen des Alltäglichen hinaus und bedurfte einer ganz besonders sorgfältigen Behandlung.

Das Gesuch Dorivals hatte einen weitläufigen Instanzenweg durchzumachen. Auch war man sich anfänglich nicht klar, welcher Abteilung die Sache zur Erledigung übertragen werden sollte. Die Abteilung für das Paßwesen gab das Gesuch an die Abteilung für das Meldewesen und diese gab es versehentlich an die Abteilung für Theater und Bauwesen, wahrscheinlich, weil der Dezernent das Gesuch nur flüchtig gelesen und in seinem Hirn einzig die Nennung des Königlichen Opernhauses haften geblieben war. Dann gab es noch einige weitere Umwege.

Während vier Wochen hatte Dorival nicht weniger als neun polizeiliche Vorladungen erhalten. Er hatte dadurch zwar einen nicht uninteressanten Einblick in das Getriebe des großstädtischen Sicherheitsdienstes erhalten, aber das hinderte ihn nicht, sich nachgerade mit Erwägungen zu beschäftigen, ob nun Lysol oder eine Revolverkugel am schmerzlosesten wäre, ihn von diesen unausstehlichen Plackereien zu befreien. —

Aber endlich kam er an die richtige Schmiede.

Kriminalkommissar Fehlhauer war ein einsichtsvoller Mann.

„Ich finde Ihren Wunsch durchaus begreiflich," erklärte er, „und ich werde Ihnen eine Legitimaionskarte ausstellen, die Ihnen innerhalb Deutschlands Schutz vor Verwechselungen durch Organe der Polizeibehörden bietet. Was für besondere Merkmale können Sie angeben?"

„Besondere Merkmale?" fragte erstaunt Dorival.

„Merkmale, die nur Ihnen eigen sind. Die Sie von jeder anderen Person unterscheiden. Auch von diesem Schnepfe," erläuterte der Kriminalkommissar. „Haben Sie zum Beispiel ein sogenanntes Muttermal, Herr von Armbrüster?"

Dorival besann sich. Richtig, unterhalb des rechten Knies hatte er einen braunen Fleck von der Größe einer Mandel. Das sagte er dem Polizeibeamten.

„Sie müssen mir den Fleck zeigen," erklärte dieser. Als Dorival den Strumpf heruntergestreift hatte, nahm der Kommissar eine Art topographischer Aufnahme des Muttermales vor. Mit Hilfe eines Zentimetermaßes bestimmte er Länge und Breite des Flecks und seine Entfernung von der Kniescheibe.

„Was haben Sie weiter für Merkmale? Haben Sie plombierte Zähne?"

Auch mit einem plombierten Backenzahn konnte Dorival aufwarten.

Nachdem der gewissenhafte Beamte festgestellt hatte, daß der vorletzte Backenzahn im linken Unterkiefer Dorivals durch eine Goldplombe gesichert war, konnte er zu seiner großen Befriedigung seinen Aufzeichnungen noch hinzufügen, daß Herr von Armbrüster am Ballen der rechten Hand eine drei Zentimeter lange Narbe besaß, die von einer Schnittwunde herrührte.

Dorival glaubte, es seien nun der besonderen Merkmale genug, aber Herr Fehlhauer belehrte ihn, daß noch einige Messungen an ihm vorgenommen werden mußten, um möglichst alle Unterschiede festzustellen, die zwischen ihm und dem Emil Schnepfe beständen.

Er führte den ehemaligen Leutnant in die Abteilung für vergleichende Messungen.

Die Akten Emil Schnepfe wurden herbeigeschafft und die Messungen an Dorival vorgenommen. Es stellte sich zunächst heraus, daß Schnepfe um ein geringes größer als Herr von Armbrüster war. Dorival maß einen Meter und einundachtzig Zentimeter; Schnepfes Längenmaß zeigte einen Zentimeter mehr. Sehr ähnlich, ganz verblüffend ähnlich, waren dagegen die Schädelmaße, während wiederum die feinen Äderungen der Abdrücke der Fingerspitzen sehr merkbare Unterschiede aufwiesen.

Eine Woche später erhielt Dorival seine Legitimationskarte, die seine besonderen Merkmale aufzählte und dem Inhaber ausdrücklich bestätigte, daß er mit dem steckbrieflich gesuchten Emil Schnepfe nicht identisch sei.

2.

„Sie sind erledigt, mein lieber Herr Emil Schnepfe!" sagte der Freiherr von Armbrüster. Er stand vor dem großen Spiegel in seinem Wohnzimmer und unterhielt sich mit seinem Spiegelbild. „Sie gehen nach links in die große Kulisse ab, soweit ich in Betracht komme! Sie können sich jetzt gefälligst selber verhaften lassen! Addio — Herr Schnepfe!"

Er betrachtete liebevoll die Legitimationskarte —

„— und wenn je wieder solch' ein Geheimpolizist mich ver — schnepfen will, so zücke ich dieses Stückchen Pappe und zerschmettere ihn! Empfehle mich! Gehen Sie zum Teufel, Herr Schnepfe!"

In einem Winkel aber unten beim Spiegelschrank hockte der Oberkobold über alle bösen und guten Zufälle und lachte furchtbar:

„Armbrüsterchen! Ach, Armbrüsterchen — du hast ja keine Ahnung! Wie die Berliner sagen!"

Dann piepste er mit seinem dünnen Geisterstimmchen vor sich hin:

„Wie unendlich einfach das alles ist!"

Es erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

„Du, mein Lieber, hast die Liebe, wenn ich mich nicht sehr irre, und Herr Schnepfe hat den Hunger, wenn auch in ziemlich großem Stil. Wir wollen das nun ein wenig durcheinanderschütteln, dem guten Schnepfe den Wert der Liebe für das Getriebe zeigen, und dir, Dorivalchen, klarmachen, wie der Betrieb vom Standpunkt des Herrn Emil Schnepfe aus aussieht."

Kobolde sind so!

*

Großmutter hat es schon geglaubt, und ihre Großmutter auch, und wir selbst schwören darauf, als wir noch um einiges jünger und schöner waren, glauben aber selbst jetzt noch ein wenig daran: Daß es sozusagen eine eigentümliche Bewandtnis mit der Liebe hat! Eine sonderbare Bewandtnis — höchst sonderbar . . .

Unerklärlich:

Man geht tausendmal in die Oper. Tausendmal beäugt man schöne Frauen, da man weder blind noch allzu töricht ist. Das Tausendundeinste Mal lächelt zufällig eine schöne Frau, die natürlich durchaus nicht schöner ist als mindestens einhundertundsechzig des vergangenen Tausends, wir bilden uns bescheiden sofort ein, daß dieses Lächeln nur uns galt — und wir sind verzaubert! Mit einem Schlag verrückt! Wir, die wir doch die schönsten Blumen am Weg gepflückt haben und arg gescheit sind —

Dorival war verrückt!

Zwar hatte er mit gewichtigen Herren gewichtige Besprechungen, die sich ausschließlich um Wolframerze und große Geldsummen drehten, und kabelte teure und wichtige Depeschen an einen geplagten Mineningenieur in Brasilien, aber dazwischen machte er miserable Gedichte. Er benahm sich ganz vernünftig, mit angemessenem Leichtsinn, aber wenn er sich um Mitternacht von Freund Umbach getrennt hatte, saß er noch stundenlang bei unzähligen Zigaretten im Lehnstuhl und träumte dummes Zeug von schwarzem Haar, großen braunen Augen, lachendem Mund . . . Aber sonst war er ganz praktisch:

Er lief in alle Theater.

Er klapperte alle Schaukasten der Photographen ab.

Er ging mit der unmöglichsten Ausdauer im Tiergarten spazieren.

Er ließ sich von allen Leuten, die er kannte, einladen.

Er guckte in jedes Auto hinein.

Fand „sie" aber nicht.

Einer dieser Zweckspaziergänge — es war Unter den Linden diesmal, und Umbach, dem er natürlich von seinem „Zweck" nichts verriet, begleitete ihn — endete nach einigen Umwegen im Esplanadehotel. Als die beiden Freunde im Rauchzimmer kaum Platz genommen hatten, kamen zwei Herren die breite Treppe aus dem Speisesaal herab. Beide waren Südländer, das sah man auf den ersten Blick. Als der Jüngere, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, Dorival gewahrte, stutzte er einen Moment und trat dann mit einem lauten Ausruf der Freude an den Tisch, an dem der Rittmeister und sein Freund saßen.

„O, meu carissimo amigo, wie freue ich mich, Sie zu treffen," rief er und umarmte Dorival, der sich, den Fremden erkennend, rasch erhoben hatte und die Umarmung in der in Brasilien üblichen Weise erwiderte. Beide klopften sich ein paarmal gegenseitig auf den Rücken und drückten sich kräftig die Hände.

„Mein lieber Doktor, wo kommen Sie her?" fragte Dorival.

„Direkt aus Rio de Janeiro. Ich bin gestern in Hamburg angekommen und sofort herüber nach Berlin gefahren, wo ich heute das Wiedersehen mit meinem Freund Claudino Rodrigues da Costa gefeiert habe."

Die gegenseitige Vorstellung ergab, daß der Rittmeister in dem jüngeren der Herren einen Doktor der Chemie namens Marcellino Manuel da Gama vor sich hatte, der längere Zeit die Analysen der geförderten Erze auf den Minen Dorivals bearbeitet hatte. Der ältere Herr war ein Industrieller, der nach Deutschland gekommen war, um die gesamte Einrichtung für die Installation eines großen elektrischen Werkes zu kaufen, das eine mittlere brasilianische Stadt mit Licht und Kraft versorgen sollte. Beide Herren beherrschten die deutsche Sprache, besonders Doktor Marcellino meisterte sie wie jemand, der sich ihrer von frühester Jugend an bedient hatte.

Nach kurzem Plaudern verabschiedete man sich. Der Rittmeister mußte in die Kaserne. Dorival verabredete mit Doktor Marcellino und seinem Freund da Costa, zusammen abends in dem Hotel in der Straße Unter den Linden zu speisen, in dem der Doktor abgestiegen war. Nachmittags wollte er Marcellino zu einem Spaziergang abholen.

*

Doktor Marcellino erwartete den Freund bereits vor dem Hotel. Als er Dorivals ansichtig wurde, eilte er ihm entgegen.

„Endlich, mein Lieber! Es hielt mich nicht mehr im Haus. Sehen Sie doch wie die Sonne scheint", rief er in seiner lebhaften Art. „Die Sonne hat mich herausgelockt."

Dorival faßte ihn unter den Arm und schlenderte mit ihm den Weg zurück, dem Tiergarten zu.

Der Portier des Hotels, in dem Doktor Marcellino wohnte, hatte vor der breiten Eingangstür gestanden, als Dorival seinen Freund vor dem Hotel traf. Dieser Portier trat bis auf die Mitte des Bürgersteiges, um Dorival und den Brasilianer länger im Auge behalten zu können. Er überhörte in seinem sonderbaren Eifer zweimal die Fragen eines Holländers, der wissen wollte, wann der Königliche Marstall zu besichtigen sei, und ob diese Besichtigung Eintrittsgeld koste. Als der Portier die Neugier des Holländers endlich befriedigt hatte, trat er eilig in die Halle, an das Klappfenster, das dem Hotelkeiter erlaubte, von seinem Schreibsessel aus die Vorgänge im Empfangsraum des Hotels zu beobachten.

„Herr Direktor!" keuchte er, zitternd vor Aufregung.

„Na, Vogelsang?"

„Herr Direktor — der Kerl, der im vorigen Jahr auf Zimmer 18 der italienischen Generalswitwe die Brillanten gestohlen hat, war eben hier vor dem Hotel!"

Der beleibte Herr sprang auf und stand im nächsten Augenblick neben dem Portier.

„Was sagen Sie? Der — der — wie nannte er sich doch? Der ist hier? Haben Sie sich auch nicht getäuscht?"

„Ausgeschlossen, Herr Direktor. Also er kam ganz gemütlich bis dicht an die Tür", antwortete der Portier. „Da traf er den Herrn von Zimmer 273. Der wartete auf ihn. Sie sind zusammen gegangen, wie alte Bekannte, untergefaßt."

„Wohin?"

„In der Richtung nach dem Brandenburger Tor zu."

„Ein Auto! Ich fahre hinterher."

„Der Herr Direktor wollen selbst —?"

„Nein, nein, lassen Sie. Ich müßte einen Schutzmann mitnehmen. Das würde Aufsehen erregen, und wir müssen alles Aufsehen vermeiden. Wie heißt der Herr, mit dem er gegangen ist?"

Sie traten zur Auskunftsstelle.

„Wie heißt der Herr auf Zimmer 273?" fragte der Portier den diensttuenden Angestellten.

„Nummer 273? Ist vor zehn Minuten fort gegangen — hat Zimmerschlüssel abgegeben", sagte der junge Mann und schlug das große Auskunftsbuch auf.

„273 heißt Doktor Marcellino Manuel da Gama", las er von der Karte ab, die neben der Zimmernummer befestigt war. „Hat eine Bestellung hinterlassen — „Wenn Herr von Armbrüster nach mir fragt, trifft er mich vor einem der nächsten Schaufenster."

„Danke," sagte der Direktor und warf dem Portier einen vielsagenden Blick zu. „Wie hieß der Doktor?"

„Marcellino Manuel da Gama."

„Spanier oder so was ähnliches. Wo ist er her?"

„Gestern aus Hamburg angekommen."

„Danke."

Der Direktor nahm den Portier auf die Seite.

„Wahrscheinlich ist er ein Spießgeselle von dem — wie nannte sich der Kerl?" Der Direktor hatte in langer Arbeit als Hotelleiter das Gedächtnis für Namen verloren, was ihm viele Verlegenheit bereitete.

„Herr von Armbrüster. Immer adlig. Anders tut er's nicht."

„Natürlich. Alle diese Hoteldiebe und Hochstapler führen adlige Namen. Bei seiner vorjährigen Anwesenheit bei uns, die uns in die gräßlichsten Verlegenheiten gebracht hat, nannte er sich — wie nannte er sich doch?"

„Graf von Lennegg, Herr Direktor."

„Richtig, richtig. Damals war er Graf. Jetzt begnügt er sich mit dem Baron. Lieber Vogelsang, wir müssen sofort die Polizei benachrichtigen. Das heißt — nur kein Aufsehen. Nur keine Unruhe ins Haus bringen. Wir haben gerade so viele Gäste. Das ganze erste Stockwerk ist besetzt. Das zweite auch bis auf zwei oder drei Zimmer. Hat dieser Gama viel Gepäck?"

Der Portier gab die Frage des Direktors durch das Haustelephon hinauf an den Oberkellner, dessen Aufsicht die zweite Etage unterstand. Die Antwort lautete, daß auf Zimmer 273 vier große Koffer und drei Handtaschen ständen.

„Sehr gut", lächelte der Direktor. „Der Mann — wie hieß er doch?"

„Doktor da Gama."

„— kommt bestimmt wieder. Durch ihn wird der andere zu ermitteln sein. Vier große Koffer und drei Handtaschen! Hoteldiebe reisen nicht mit so viel Gepäck. Hm. Vielleicht will der Kerl, dieser — dieser —"

„Emil Schnepfe ist der richtige Name des Grafen Lennegg und des Barons Armbrüster."

„Richtig, richtig. Passen Sie auf, dieser Schnepfe will den Gama ausplündern. Bedenken Sie: vier Koffer und drei Handtaschen! Hat der Schnepfe gesehen, daß Sie ihn wiedererkannt haben?"

„Ausgeschlossen, Herr Direktor. Ich habe mir nichts anmerken lassen."

„Sehr gut, lieber Vogelsang. Passen Sie auf, wenn der Herr von Gama zurückkommt und benachrichtigen Sie mich sofort. Ich gehe jetzt aufs Polizeirevier und bitte den Leutnant, mir auf Anruf einen Beamten zu senden. Also, Vogelsang, halten Sie die Augen auf!"

Der Portier postierte sich wieder in der Nähe der Tür.

*

Dorival, nichts Böses ahnend, bummelte mit seinem brasilianischen Freund durch den Tiergarten.

„Sehr netter Herr, dieser Rittmeister von Umbach", sagte der Brasilianer, als das Gespräch sich dem zufälligen Zusammentreffen am Abend vorher im Esplanade-Hotel zuwandte. „Mein Freund Claudino ist ganz entzückt von ihm. Er hatte bei einem deutschen Offizier nicht so viel Interesse für seine Geschäfte vermutet."

„O, Umbach ist ein ganz hervorragender Mensch. Der interessiert sich für alles", antwortete Dorival. „Er hat begründete Aussicht — —"

Er hatte noch etwas zum Lobe seines Freundes Umbach hinzufügen wollen, hatte erzählen wollen, daß Umbach nächstens sicher in den Generalstab käme, aber er unterbrach sich mitten im Satz —

Eine Reiterin sprengte in kurzem Galopp den Reitweg herauf, der neben der stillen Seitenallee herführte. In zehn Sprüngen Abstand folgte ihr ein Reitknecht. Dorival erkannte sie auf den ersten Blick.

Es war die Dame aus der Oper!

Blitzschnell jagten sich die Gedanken in ihm. Sein erster Gedanke war der heiße Wunsch, den guten Doktor, seinen Freund, den er gern hatte, möchte doch augenblicklich oder womöglich noch schneller der Teufel holen. Er konnte ihn jetzt nicht brauchen. Der zweite Gedanke war lang und bestand aus lauter Jubel und Seligkeit. Der dritte Gedanke war niederdrückend und gruppierte sich um die Frage, ob es im Tiergarten in Berlin etwa unangenehm auffallen würde, wenn ein eleganter Herr einer schönen Frau auf galoppierendem Pferd zu Fuß nachrennt. Der vierte Gedanke war das greuliche Gefühl, er benehme sich wie ein Blödsinniger. Dieser Gedanke war besonders richtig. Denn er stand mit weit aufgerissenen Augen starr da — wie ein Bettler, der im Rinnstein ein Goldstück gefunden hat...

Trapp, trapp — da war sie.

Dorival zog seinen Hut und grüßte tief und ehrfurchtsvoll.

Die Dame sah ihn zwar an. Aber sie verzog keine Miene! Und dann war sie vorbei.

„Schafskopf!" sagte Dorival. „Geschnitten, glatt geschnitten — nee, schneiden kann man nur Leute, die man kennt, oder nicht kennen will, Esel! Hast du noch nicht gelernt, daß es eine Unverschämtheit ist, Damen zu grüßen, die du nicht kennst?"

Da kam ihm der wirklich gute Gedanke.

Mit einem Satz war er neben dem Reitknecht. Zwischen seinem rechten Daumen und Zeigefinger glitzerte silbern ein Taler —

„Wer ist die Dame?" flüsterte er.

„Tochter des Konsuls Rosenberg — danke sehr!"

„Hallali!" sagte Dorival ganz laut...

Doktor Marcellino lachte.

„Das war wohl eine Verwechslung?" fragte er boshaft.

„Dja — ja, ja!" stotterte Dorival. „Ganz richtig, eine Verwechslung! Merkwürdige Ähnlichkeit mit — einer andern Dame! Ja! Fabelhafte Ähnlichkeit. Ich fragte deshalb den Reitknecht nach ihrem Namen. Tochter des Konsuls Rosenberg."

„So?"

„Ja, ja. Bekannter Name in der Geschäftswelt! Umbach verkehrt in der Familie, wenn ich mich recht erinnere."

„Nun, amigo, man täuscht sich ja so leicht", meinte der Doktor doppelsinnig. „Übrigens ist die Dame eine auffallend schöne Erscheinung —"

„Ja — auffallend!!" murmelte Dorival.

Worauf Doktor Marcellino sich ein Teil dachte und wohlweislich über ganz andere Dinge zu plaudern begann...

Sie hatten das Brandenburger Tor erreicht, bogen über den Pariser Platz nach der Südseite der Straße Unter den Linden ab und näherten sich dem Hotel.

Vor der Tür stand der Portier. Sein Gesicht verklärte sich, als er sie kommen sah.

Im nächsten Augenblick hatte er den Direktor verständigt, und dieser rief durch das Telephon polizeiliche Hilfe herbei. Dann stellte er sich erwartungsvoll in der Halle auf.

Arglos betraten die beiden Freunde das Hotel.

Der Portier legte grüßend die Hand an die Mütze. Noch einmal musterte er Dorival mit einem scharfen, prüfenden Blick. Das war Emil Schnepfe! Er konnte sich mit einer an Unfehlbarkeit grenzenden Sicherheit auf sein Personengedächtnis verlassen. Dem Hoteldirektor gab er das verabredete, geheime Zeichen. Es stimmte alles. Der Spitzbube war erkannt und saß in der Falle. Es handelte sich nur darum, ihn in die Hände der Polizei zu spielen, ohne Aufsehen zu erregen, ohne die übrigen Gäste zu beunruhigen. Nur kein lauter Wortwechsel! Nur keine Gewalttätigkeiten! Der Ruf des Hotels hätte unfehlbar darunter gelitten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenzstein.

Skizze von Wilhelm Lennemann.

Der Knecht des Bauern Midelschulte kam vom Rübenacker. Vor dem Geräteschuppen traf er den Bauern.

„Der Eggede will nächstes Frühjahr den Weg umpflügen!"

Der Bauer sah ihn groß an.

„Sein Knecht hat's mir eben zugerufen!"

In dem Bauern wurde etwas grollend lebendig. Der Blick sprang in die blauen Adern. „Welchen Weg, Matthes?"

„Wo am Hückesberge läuft, zwischen seinen und unsern Feldern!"

Da wußte der Bauer Bescheid. „Da soll..." Das übrige zerkaute er zwischen den Zähnen, ein heißer Zorn flammte in seinen Augen.

Den ganzen Tag ging der Midelschulte unwirsch umher. Nichts war ihm recht zu machen. Die Knechte und Mägde kannten das. Sie gingen ihm klüglich aus dem Wege. Gegen den Abend erst wurde der Bauer ruhiger. Da war zwischen dem Unkraut seiner wüsten Gedanken scheu und schüchtern ein Rettungsblümlein aufgeblüht. Anfangs war er erschrocken, als er es gesehen, und er hatte schnell darüber hinweggeblickt. Er ging hinter das Haus an den alten Mühlenteich. Mit seinem Hofe waren in alten Zeiten die Mühlengerechtsame verbunden gewesen, aber schon sein Vater hatte, da die Dampfmühlen aufkamen, den kleinen Betrieb stillgelegt. Breitspurig, den Kopf vorgebogen, schritt er in langsamem Trott den Weiden entlang, die das Wasser umsäumten. Er arbeitete schwer. Aber wo seine Gedanken sich mühsam einen Weg gebahnt hatten, da stellte er sich auch gleich fest und sicher hin. So kam er Stücklein um Stücklein seinem Ziele näher. Und da er an des Weges Ende angekommen war, lösten sich seine Finger, die krampfhaft zur Faust geballt waren, wieder, seine Miene hellte sich auf, sein Kopf hob sich. Er fuhr sich mit dem roten Taschentuch über die Stirn. „... Herrgott! ... es muß!" Aber kein Wörtlein verriet weiter, was da mußte. Dann schritt er ins Haus, stark und steif, als sei da nichts gewesen, das die Wasser seiner Seele aufgewühlt hätte.

Zum Abend ging der Bauer aus. Spät kam er heim, gegen Mitternacht erst. Tiefe Stille war, kein Sternlein leuchtete über dem schlafenden Hofe. Schwer ging der Bauer, als laste ein Kornsack auf seiner Schulter. Und war auch wohl etwas Ähnliches, das er in seiner Kammer ächzend ablud und in einer Kiste verstaute, die er dann vorsichtig verschloß und unter das Bett schob.

Die Tage kamen und gingen, die Ernte ward eingebracht. Alle Hände hatten vollauf zu tun. Dann aber auch waren die Scheuern voll, und ruhige, winterliche Wochen rückten friedvoll ins Land. An einem Abend trifft der Eggede den Midelschulte im Krug.

„Daß du's weißt, zum Frühjahr pflüge ich den Weg um, die neue Chaussee führt oben an meinen Äckern entlang, da hab ich ihn nicht mehr nötig."

„Da hätt' ich doch auch ein Wörtlein zu reden, 's ist mein Weg wie deiner. Meinst, meine Karren fahren nicht aufs Feld?"

Der Eggede hat Feuer im Leib. Seine Faust legt sich schwer auf den Eichentisch. Er braust auf: „Du willst doch nicht etwa sagen..."

„Ich will damit sagen", entgegnete ihm ruhig und kalt der Midelschulte, „daß wir beide von unsern Äckern einen Streifen zugetan haben zu dem Weg. Da hast du kein Recht..."

„Der Donner soll drein schlagen!" Der Eggede kann nicht mehr ruhig sitzen, er steht auf, seine Faust geht wie ein Dreschflegel... „Ja, so hatt' ich's dir vorgeschlagen vor Jahrener 10, 15; aber du hast's ja nicht gewollt! Aus Gutheit habe ich deine Wagen laufen lassen und nun willst du kommen und sagen: 's ist mein Weg, so gut wie deiner! Scham di... Und umpflügt wird er, so wahr ich Eggede bin!" Seine Faust trumpft auf den Tisch.

Die übrigen Bauern im Krug sind zu den Streitenden getreten. „Das muß der Grenzstein ausweisen", sagt ein Besonnener. — „Recht hast!" schreit der Eggede. „Der Stein steht auf deinem Acker hart am Weg, hab' schon drauf gesessen, wenn ich mein Vesper zehrte!"

„Daß ich nicht wüßt'", sagt gemessen der Midelschulte, „wo er stand, haben wir ihn ausgerissen, sollten wir ihn etwa mitten im Weg stehen lassen!"

In dem Eggede gärt es gefährlich. Die blauen Adern liegen dick auf der Stirn. „Donner und Dor noch einmal! Hat ein Mensch..."

„Da streitet euch doch nicht lang, das führt zu nix, da schaut doch zu!"

„Ein Wort, Nachbar, ein Wort!" schreit der Eggede.

„He, Krüger, leih' mir deine Sturmlatern', gleich wird geschaut!"

„Mir soll's recht sein!" sagt gelassen der Midelschulte, „nachher sagst sonst noch, ich hätt' ihn diese Nacht noch abgeschleppt!"

Durch Nacht und Schnee trotten die Bauern dem Hückesberge zu. Der Eggede mit Ungestüm und Hast voran.

„Ich will's dir weisen", knurrt er.

Der Midelschulte stapft Schritt für Schritt im ruhigen Gleichmaß dahin, hinter ihm drein die neugierigen Zeugen.

Sie kommen auf dem Hückesberge an. Da biegt der schmale Ackerweg ab.

Der Eggede springt auf die eine Seite.

„Hier! Hier!" ruft er und die Laterne schlenkert über dem Boden hin, „da schaut . . ."

Aber dann steht er erschrocken, wortlos, als habe ihn ein Hammerschlag vor den Kopf getroffen. Und bückt sich wieder hin, stellt das Licht hin, wühlt mit den Händen im Schnee.

„Einen Eid tät ich leisten", schreit er.

„Schwört nicht", mahnt der Midelschulte, „das schafft den Stein nicht auf den Fleck!"

Und er wendet sich an die übrigen Bauern: „Da, Nachbarn, schaut aufmerksam hin, da steht kein Stein; ich will hoffen, daß auch morgen keiner dasteht. Und nun: ich mag nicht die ganze Nacht hier am Berge stehen; bin keine zwanzig mehr. Ich geh' heim!" —

Nun hatte das Dorf wieder sein Geschwätz. Denn am andern Morgen schon flog der Streit wie ein Flugfeuer durchs Dorf. Die Bauern verhielten sich abwartend. Wer wollt' sagen: Der Eggede hat recht! Wer wollt' den Midelschulte einen Betrüger heißen!

Der Stein allein konnte zeugen. Und der Stein war nicht da! Mit Schaufel und Hacke hatte der Eggede am Wegrain gewühlt und — nichts gefunden!

Er hat auch die Mitte des Weges aufgerissen, aber auch hier fand sich kein Stein. „Wenn ich's nicht so genau wüßt'", jammerte er. „Da hat der Satan seine Hand im Spiele gehabt. Der hat's dem Midelschulte zugesteckt, da hat er den Stein beizeiten weggeschafft, das ist's!"

Und dabei blieb er. Und da er aus seinem Herzen keine Mördergrube machen konnte und seine ohnmächtige Wut sich irgendwie und irgendwo einen Ausweg schaffen mußte, so wußte bald jedermann im Dorfe, der Midelschulte hat den Grenzstein beiseite geschafft.

Da der davon hörte, blieb er eine Zeitlang ruhig; dann aber packte er sich eines Tages den Eggede:

„Hörst, du hast nun genug geschwätzt im Dorf; ich denk', dein Ärger ist nun verbrannt; das laß jetzt genug sein, sonst weiß ich, wo die Gerichte sind!"

Und die ruhige und besonnene Art des Midelschulte nahm im Dorf für ihn ein; es waren nicht wenige, die im Herzen auf seine Seite traten, während der polternde Eggede sich keine überzeugten Freunde und Anhänger zu schaffen wußte.

Aber der Eggede ließ keine Ruhe.

„Der Stein! Der Stein!" schrie er durchs Dorf; „er wird schon wissen, wo der Stein ist, da sind Gruben und Brunnen genug!"

Jetzt machte der Midelschulte Anzeige. „Ich ha' auch meine Ehr'", verteidigte er sich, „ich laß mich nicht von jedem Hund anbellen!" — —

Und morgen sollte der erste Termin sein . . .

Den Abend ging der Midelschulte in seiner Kammer unruhig auf und ab. Dann ging er über den Hof an den alten Mühlenteich. Da lag ein alter Kahn. Er löste die Kette vom haltenden Pflock, er trat prüfend auf die alten, morschen Bretter. Dann nickte er stumm und ging wieder ins Haus. Hoch und still wölbte sich die blauschwarze Kuppel über das Dorf; Sternlein glommen auf und glühten in Nacht und Ruhe. Tausend Wünsche und Träume zogen lautlos durch die Gassen und Kammern und warfen ihre goldene Saat. Und die Menschen schritten durch die blühenden Gärten ihrer Sehnsucht und glaubten sich dem Himmel nahe . . .

Und auch Schatten huschten und zogen, und was in den Finsternissen brütete, das blieb Geheimnis der dunklen und bösen Nächte . . .

Glührot hob sich der Tag. Die Jungmagd stieß an die Kammertür des Bauern, einmal, zweimal; er gab keine Antwort; da sah sie schen hinein; sie sah das Bett aufgewühlt und den Bauern nicht in der Kammer. Man glaubte, er habe einen Frühgang gemacht. Da er gegen Mittag nicht heimkehrte, ward auch die Bäuerin unruhig. Man forschte im Dorf, man suchte . . . Keiner wußte von dem Bauern, niemand hatte ihn gesehen.

Da bemerkte einer den alten Kahn mitten auf dem Mühlteich. Stumm weist er darauf. Die Bauern verstehen. Mit langen Stangen fühlen sie den Grund des Wassers ab.

„Ich weiß nicht," mutmaßt einer der Suchenden auf einmal, „mir ist . . . das könnt wohl . . ."

Andere sind schon an die Schleuse gelaufen. Im mächtigen Sturze fließt das Wasser ab. In wenigen Stunden ist der Teich bis auf einen kleinen Tümpel und das schmale Rinnsal des Bächleins geleert. Und nun zerren sie aus Schlamm und Morast hervor den toten Bauern und eine schwere Kiste, die monatelang unter seinem Bette gestanden. Sie tragen den Toten ins Haus. Mutmaßungen schießen wie Unkraut auf, und schon find sie zu einer Gewißheit zusammengewachsen.

Der Bauer ist mit der Kiste auf die Mitte des Teichs gefahren, hat sie überkippen wollen, dabei wohl das Gleichgewicht verloren und ist mit in das schwarze, nasse Grab gestürzt. Aber was barg denn die Kiste, das aller Welt verheimlicht werden sollte und das nicht einmal mehr unter der Bettlade in Sicherheit ruhte? Man hebt sie auf, man versucht sie zu öffnen, man schüttelt, stößt an sie . . . Da, da schlägt ein Bauer mit einem schweren Feldstein gegen das Schloß, daß es springt. Er reißt den Deckel auf. Ein Dutzend Augen brennen . . . Und finden und schauen nichts denn — einen alten grauen Grenzstein.



Bunte Chronik



*** Conrad Ferdinand Meyers wachsende Volkstümlichkeit.** Der große Schweizer Dichter, dessen 100. Geburtstag die schweizer Heimat und das ganze große deutsche Volk, dem dieser Dichter gehört, am 11. Oktober feiert, ist eine spät sich vollendende Natur in jeder Weise gewesen, und erst im reifsten Mannesalter fand er das Glück gelingenden Schaffens, nachdem sein Schicksal lange Zeit eine ernste Sorge seiner Familie gewesen war. Es mutet fast an, als ob diese späte Entwicklung des Dichters sich wiederholen sollte in der Art, wie seine Werke sich im Volke durchsetzen. Es ist ja bekannt, daß die wahren Dichter das Publikum erst nach ihrem Tode zu erobern pflegen, und C. F. Meyer macht von dieser Regel keine Ausnahme, wie an der Verbreitung einiger seiner Hauptwerke leicht nachgewiesen werden kann. 1898 starb C. F. Meyer, er hat bis zu seinem Tode 28 Auflagen seines „Jürg Jenatsch", 11 vom „Hutten" und 10 von den „Gedichten" erlebt. Im Laufe der nächsten 20 Jahre etwa, bis Ende 1919, erreichten der „Jenatsch" die 172. und die Gedichte die 127. Auflage. Von diesem Zeitpunkte an erfolgt ein gewaltiges Steigen der Verbreitungsziffern, Ende 1924 hatte der „Jenatsch" bereits die 320. Auflage erreicht, die „Gedichte" brachten es bis zu diesem Zeitpunkt zur 244. und der „Hutten" bedeutete mit 395 Auflagen den Gipfel unter den Werken des Dichters. Allem Anschein nach hat die Kurve ihren Scheitelpunkt aber noch längst nicht erreicht, so daß man behaupten kann, daß die eigentliche Volkstümlichkeit Conrad Ferdinand Meyers erst im Beginnen ist.

*** Europas Wärmespender.** Unsere verhältnismäßig warmen Winter verdanken wir bekanntlich dem Golfstrom. Würde er nicht die uns zugeführte westliche Luft beständig aus seiner mitgeführten Kalorienzahl erwärmen, so würden wir mindestens sechs Grad niedrigere Wintertemperatur haben. Der aus dem Golf von Mexiko kommende Floridastrom legt 60 Zentimeter in der Sekunde, also etwa zwei Kilometer in der Stunde und 30 Seemeilen am Tage zurück. Er durchquert dann in nordöstlicher Richtung den Atlantischen Ozean. In der Stunde strömen etwa 80 Kubikkilometer aus dem Golf heraus. Das sind 23 Millionen Kubikmeter in der Sekunde. Sie führen fast eine halbe Million Kalorien in der Sekunde mit sich. Die Verteilung der Hoch- und Tiefdruckgebiete im Luftmeer über dem Ozean regelt den Weitertransport und die Verwertung dieser gewaltigen Wärmemenge für das europäische Festland.



Lustige Rundschau



*** Wahres Geschichtchen.** In der Klasse von Fräulein X., Lehrerin an einer Volksschule der Stadt D. im Industriegebiet, befand sich ein Kind, dessen Unsauberkeit ständig Anlaß zum Tadel gab, umsomehr, als das Mädchen infolge seiner Schmutzigkeit übel roch, so daß keine der kleinen Mitschülerinnen mehr neben ihr sitzen wollte. Wiederholt ließ Fräulein X. das Kind seiner Mutter bestellen, sie möchte es doch einmal gründlich baden und säubern; umsonst, — der kleine Schmutzfink duftete nach wie vor. Als die Lehrerin wiederholt einmal in der geschilderten Weise versucht hatte, auf die Mutter einzuwirken, brachte die Kleine am nächsten Tage einen Zettel mit den wenigen, aber inhaltschweren Worten: „Sie sollen ihr belehren und nicht beriechen. Hochachtend Frau C."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.